

STORMWACHT



Und das
nachweislich

Verfluchte

und

folglich

vollkommen

unzumutbare

HALLIGHAUS



KIM KESTNER

Stormwacht, 23. Oktober 1955

Die See war heute unruhig, doch nicht der Wind war es, der meine Gedanken aufwühlte. Wie so oft in den letzten Monaten suchte mich in der Stille der Nacht die Vision des Mädchens heim. Es ist gewiss. Dieses Kind wird von anderen Ufern auf unsere Hallig kommen, es wird voller Unschuld sein, nicht einen bösen Gedanken hegen und doch wird es das Unheil bringen!

Ich habe gesehen, wie die Elemente sich erheben, über unsere Heimat fegen und mitreißen, was uns lieb und teuer ist. Erneut – als hätten wir nicht schon genug erlitten. Nur diesmal wird die Zerstörung den Untergang bedeuten! Dies ist keine bloße Vision. Die Bilder sind viel klarer geworden, ebenso die Form des feuerroten Mals auf dem Mädchengesicht – es ist ein Schmetterling. Ein Symbol von Unschuld und Zerbrechlichkeit, das uns nicht täuschen darf. Es ist eine Warnung, ein Ruf zum Handeln!

Wir sind die Hüterinnen der See, die Wächterinnen der alten Magie, es ist unsere Pflicht, das Unheil abzuwenden. Ach, wenn mir die Vision nur sagen würde, wann es geschehen wird. Nichts bietet mir einen Anhalt. Werden Jahre vergehen? Oder gar Jahrzehnte? Nun, auch wenn es ein Jahrhundert ist – wir müssen bereit sein. Wir müssen die Ankunft des Schmetterlingsmädchens verhindern!

Trien schloss ihr Tagebuch, erhob sich und machte sich mit festem Schritt auf den Weg zur schmalen Treppe. Sie führte hinauf zum Nebelhorn, jenem mächtigen Signal, das auf ihrem Dach thronte und dessen Ruf über die gesamte Nordsee hallte. Es wurde Zeit, die anderen zu informieren.

Ein äußerst romantischer Nebel, sofern man das Unheimliche außer Acht lässt



Nebel zog auf, kaum, dass unsere Fähre den Hafen verlassen hatte. Es war ein unheimlicher Nebel. Bläulich und wabernd, wirkte er beinahe lebendig, als würde er sich absichtlich um uns hüllen, damit wir nicht sahen, was wir nicht sehen sollten. Offensichtlich war das die Küstenlinie von Sylt. Die dicken Nebelschwaden hatten die Insel völlig verschluckt.

Unser Ziel, die Hallig Stormwacht, lag zwar noch ein ganzes Stück dahinter. Aber wenn ich außer Diesigkeit nichts hätte sehen wollen, hätte ich auch gleich in Wilmerfeld-West bleiben können. Dort wohnten wir in der Nähe des Zentrums und wenn morgens alle zur Arbeit fuhren, sah man vor lauter Abgasen kaum weiter als bis zum nächsten Verkehrsschild. Außerdem war es laut, vermüllt und stinkig.

Wilmerfeld-West, das war wie New York. Nur in klein. Und hässlich. Und ohne einen gigantischen Park in der Mitte. Kein Witz, was Pflanzen anbelangte, entdeckte man in unserem Viertel höchstens mal einen Löwenzahn, der sich ganz sicher nur aus Protest in den aufgeplatzten Straßenbelag gepflanzt hatte. Alles andere war aus Beton. Dad, als Architekt, bezeichnete die Gegend als urbanes Wohngebiet, Ma nannte sie den Tod jeder Inspiration. Meine Mutter arbeitete als Kinderbuchillustratorin und wie ich liebte sie die Natur und die Weite. Mein großer Bruder Leander war, was das Wohnungsthema (und eigentlich auch alle anderen Themen) betraf, im Team Dad. Beide fanden das Leben im Zentrum einer Großstadt überaus praktisch. Meine kleine Schwester Mathilda stand meistens dazwischen. Aber sie würde sich schon noch für Ma's und

meine Seite entscheiden, wenn sie erst sah, wie toll es wäre, mitten in der Nordsee auf einer Hallig zu leben.

Seufzend lehnte ich mich gegen die Reling und sog die Nordseeluft in meine Lunge. Hach! Die feucht-salzige Brise war herrlich, auch wenn man, so weit das Auge reichte, nichts als waberndes Blau sah.

Ich griff mir an den Kopf. Na toll. Mein kastanienbraunes Haar fing an, sich in der Feuchtigkeit zu kräuseln, und ich wusste, dass ich bald wieder aussah wie eine geplatzte Sofaecke. Und als wären die Haare nicht genug, stellten meine widerspenstigen, in alle Richtungen abstehenden Augenbrauen sicher, dass man mich für ein missglücktes Styling-Experiment halten konnte. Aber zum Glück war außer mir niemand oben auf dem Deck. Dafür war es zu nasskalt und ohnehin waren nicht viele Leute an Bord der Fähre. Ich ließ meinen Blick über die Nebelschwaden schweifen. Sie wirkten so unnatürlich, dass es unheimlich war.

„Emmy! Hier bist du!“, hörte ich Ma’s Stimme hinter mir und drehte mich um.

„Logo. Was hast du denn gedacht? Dass ich über Bord gesprungen bin?“ Na gut, zuzutrauen wäre es mir. Ich liebte das Meer. Und darin zu schwimmen. Aber darin zu erfrieren, weniger. Es war schließlich Ende Oktober und die Nordsee eiskalt.

„Nein, ich dachte nur, wegen des Nebels“, meinte Ma.

„Ich bin fast zwölf“, protestierte ich. „Ich gehe schon nicht verloren.“ Erst recht nicht auf einer Fähre.

„Ich weiß, es ist nur ...“ Ihren Daunenmantel bis unters Kinn zugeknöpft sah Ma mit gerunzelter Stirn aufs Meer hinaus. Mittlerweile war der Nebel so dicht geworden, man hatte das Gefühl, in einer Wolke aus lang gezogener Blaubeer-Zuckerwatte zu stecken. „Dieser Nebel ist merkwürdig. So dick und blau ... Irgendwie unnatürlich, findest du nicht?“

Ein Schauer überlief mich. Beinahe das Gleiche hatte ich keine zwei Minuten zuvor gedacht. Dennoch schüttelte ich den Kopf. „Nein, ich finde das voll romantisch.“

„Romantisch?“ Ma blickte zu mir. Dabei traten Lachfalten um ihre Augen. „Seit wann interessierst du dich denn für Romantik?“

„Schon immer“, behauptete ich und hoffte, der Nebel möge meine glühenden Wangen verbergen. Romantik und überhaupt alles, was mit Liebe oder Jungs zu tun hatte, war das Letzte, über das ich mit meiner Familie sprechen wollte. Aber noch weniger wünschte ich mir, dass Ma irgendetwas an unserer neuen Vielleicht-Heimat unheimlich fand, denn nichts sehnte ich mehr herbei, als aus unserer Stinke-Stadt in die Natur zu ziehen. Gut, so richtig eine Ahnung von dem, was uns auf der Hallig erwartete, hatte ich nicht, aber in meiner Vorstellung gab es dort weite, grüne Wiesen und duftende Blumen, Schafe, Möwen, wilde Kaninchen, Muscheln und natürlich einen Badestrand, an dem man sich nach der Schule mit seinen Freunden treffen konnte. Das hieß ...

Plötzlich kamen mir Zweifel.

Gab es auf einer Hallig überhaupt eine Schule? Oder Leute in meinem Alter, mit denen ich zum Strand gehen konnte? Grübelnd nagte ich an dem Lederband meiner Halskette. Dad hatte gesagt, eine Hallig sei so etwas wie eine sehr kleine Insel ...

Ma zupfte an dem Lederband. „Na, du Grüblerin.“ Ich ließ es unter meinen Hoodie gleiten und Ma hakte mich unter. „Lass uns unter Deck gehen. Dein Vater hat dir was zu essen bestellt – nicht, dass es kalt wird. Reicht schon, dass es hier draußen eiskalt ist“, meinte sie übertrieben bibbernd.

„Findest du?“, murmelte ich, aber als mich kurz darauf die Wärme des Innenraums umfing, war ich doch froh, dass Ma mich geholt hatte.

Der Rest meiner Familie saß an einem der Tische am Fenster, hinter dem der blaue Nebel waberte – zu ihren Füßen Socke, unser

schwarz-roter Zwergdackel. Er klopfte freudig mit der Rute gegen eines der Tischbeine, als er mich sah. „Na, du Süße ...“

Meine kleine Schwester blickte über die Schulter und sah mit ihren runden, zimtbraunen Augen zu mir hoch. „Du, Emmy ... Meinst du, das ist ein normaler Nebel? Ich meine, gibt es überhaupt Nebel über dem Meer? Woraus ist Nebel eigentlich? Oder glaubst du, das ist gar kein echter Nebel?“, stürmte sie auf mich ein, noch bevor ich Platz genommen hatte. Mathilda war erst sieben und konnte einem Löcher in den Bauch fragen. Und in beide Ohren. „Vielleicht ist das ja auch ein Geisternebel“, überlegte sie.

„Ja, stell dir vor, der Nebel ist eigentlich eine Zaubersuppe, die von einem alten, geheimnisvollen Meeresmagier gekocht wird, um unsichtbare Inseln zu verstecken!“ Ich zwinkerte meiner Schwester verschwörerisch zu.

Mathilda sah mich mit großen Augen an, ihre Neugier nun vollends entfacht. „Glaubst du das wirklich?“, fragte sie, ihre Stimme ein leises Flüstern, als ob sie fürchtete, der Nebel könnte sie hören.

„Wer weiß, vielleicht.“ Ich musste lächeln, als ich sah, wie es in dem Zimtbraun ihrer Augen zu glitzern begann.

„Oder es ist einfach nur ein stinknormaler Nebel“, merkte mein Bruder Leander neben ihr an und schob sich den letzten Zipfel seiner Bockwurst in den Mund.

Ich verzog das Gesicht und setzte mich auf den freien Platz vor eine dampfende Terrine mit lecker würzig riechender, dicker Suppe. „Aber meins ist ohne Fleisch, oder?“

Dad nickte kauend. Dennoch rührte ich zur Sicherheit mit dem Löffel in der Suppe herum.

„Jetzt stell dich nicht so an“, stöhnte mein Bruder. „Das ist Kartoffelsuppe. Was soll da schon drin sein, außer Kartoffeln?“

„Speck“, zischte ich. Große Brüder nervten so was von. Genauso wie Neunmalklug. Und Leander war beides. Nervig und neunmalklug in einer Person!

„Wieso bist du überhaupt Vegetarier?“, wollte er prompt wissen.
„Nur aus Tierliebe, oder was.“

„Ne, aus Pflanzenhass. Reinem Pflanzenhass!“

Leander rümpfte seine spitze Nase. „Emily, das war nur eine ganz normale Frage“, sagte er betont erwachsen. Dabei war er gerade mal vierzehn.

„Hör auf, mich so zu nennen!“ Ich beschoss meinen Bruder mit Blitzen aus meinen Augen. „Ich heiße Emmy!“

„Du heißt Emily“, korrigierte Leander Neunmalklug Albrecht mich. „Die meisten nennen dich nur Emmy.“

„Und dich nennen die meisten Doofarsch!“

„Kinder! Nun streitet euch doch nicht schon wieder!“, ging Ma dazwischen.

„Wenn er so blöd ist“, meinte ich, beschloss dann aber, dass es Leander nicht wert war, die Suppe kalt werden zu lassen. „Gibt es auf der Hallig eigentlich eine Schule?“, fragte ich zwischen zwei Löffeln an meinen Vater gewandt. Er war der organisierte Teil meiner Eltern und derjenige, den ich fragte, wenn ich eine klare Antwort benötigte. „Ich weiß nicht.“ Dad nahm sein Telefon zur Hand. „Ich glaube, bei Wikipedia stand nichts von einer Schule.“ Er überflog den Eintrag. „Nein, wie ich es in Erinnerung hatte. Hier steht nur, dass die Hallig 4,9 Kilometer lang und 1,8 Kilometer breit ist, 46 Einwohner hat und ihren Namen einer Serie ungewöhnlicher Stürme verdankt, welche die Hallig vor knapp 90 Jahren beinahe zerstört hätten.“

Nur 46 Einwohner! Ich rieb mir die Stirn. Mathematik war nicht gerade meine Stärke, aber ich konnte mir kaum vorstellen, dass unter den sechshundvierzig Einwohnern mehr als fünfzehn Kinder waren, wenn überhaupt. Doch auch die mussten ja irgendwohin zur Schule gehen. Aber was, wenn ... „Und wenn es keine Schule auf der Hallig gibt?“

Dad legte das Handy zur Seite. „Das wäre noch ein Punkt, der gegen einen Umzug spricht.“ Er rückte seinen leer gegessenen Teller zurecht.

„Noch einer?“ Meine Schultern sackten nach unten. Gleichzeitig spürte ich meine Hoffnung schwinden. Vor wenigen Wochen hatten meine Eltern völlig unverhofft ein Haus auf einer Nordseehallig zum Kauf angeboten bekommen. Bis dahin hatte noch nie jemand aus unserer Familie etwas von einer Hallig namens Stormwacht gehört. Ebenso wenig wie von Morten Mommsen, unserem mysteriösen Vorfahren, dem das Haus vor ewigen Zeiten gehört hatte. Seither stand es leer und die Inselverwaltung hatte sich um seine Instandhaltung gekümmert. In dem Brief an meine Eltern hieß es, die Kosten für die Instandhaltung könnten aufgrund von Haushaltskürzungen nicht mehr gerechtfertigt werden und das Haus würde abgerissen werden, sofern sich der nächste Nachkomme von Morten Mommsen nicht bereit erklärte, es für einen, wie Dad meinte, sehr attraktiven Preis zu kaufen. Seither hatte ich die Tage gezählt, bis zu den Herbstferien, und in den Nächten hatte ich mir ausgemalt, wie es wohl wäre, auf einer Hallig mitten auf der Nordsee zu leben. Doch je näher wir unserem Ziel kamen, desto weiter schien es in die Ferne zu rücken.

Der Gedanke hatte sich kaum in meinem Kopf geformt, da knackte es und eine hohl klingende Durchsage drang aus dem Lautsprecher über uns.

„Hier spricht Johannes Paysen, Ihr Kapitän. Wie Ihnen sicher nicht entgangen ist, liegt heute ungewöhnlich dichter Nebel über der Nordsee. Trotz unserer Radargeräte ist die Sichtweite erheblich eingeschränkt, was bedeutet, dass wir entgegenkommende Objekte erst auf sehr kurze Distanz sicher erfassen können, weswegen wir unser Tempo deutlich drosseln müssen, bis dieser eigenart-Ähm ...“, er räusperte sich, „bis der Nebel sich wieder verzogen hat.“

„Menno! Mir ist jetzt schon langweilig“, maulte Mathilda.

„Ach was, der Nebel verzieht sich bestimmt gleich wieder. Dem wird's mit der Zeit nämlich auch langweilig hier“, versuchte Ma sie aufzumuntern.

Aber Pustekuchen!

Es fühlte sich wie drei Doppelstunden Mathe an, bis die Fähre all die versprengten Inseln auf ihrer Route angelaufen hatte und die Fahrgäste nach und nach von Bord gingen. Außer uns war kein einziger Passagier mehr zu sehen, als der Kapitän endlich durchgab, dass die Fähre in Kürze auf Hallig Stormwacht anlegen würde.

Neue Freunde, kein Supermarkt und ein Haus mit begründet schlechtem Ruf



Eine weiß lackierte Brücke führte von Bord auf einen überschaubaren Hafen und ließ mit der Fähre den eigenartigen, blauen Nebel hinter uns. Stirnrunzelnd blickte ich hinter mich. Als hätte ihn jemand abgeschnitten oder eine Glocke über die Hallig gestülpt, was beruhigend und beunruhigend zugleich gewesen wäre. Ich war zwar kein Experte in Sachen Naturphänomene, doch für mich fühlte sich nichts an dem, was wir da hinter uns gelassen hatten, natürlich an. Aber gut, Hauptsache, wir hatten es hinter uns gelassen.

Am Hafen hatten sich einige wenige Menschen versammelt, offensichtlich, um Pakete und Lieferungen abzuholen, die mit der Fähre angekommen waren.

Mathilda hüpfte um uns herum. „Ist das nicht aufregend?“

Leander schnaubte. „Ungefähr so aufregend wie unser Hinterhof.“

Ich rollte mit den Augen. Aber er hatte recht. Der Hafen war nicht mehr als eine betonierte Anlegestelle im Gras, in dessen Nähe zwei kleine Boote im Wasser dümpelten. Am Ende eines Stegs lag ein Fischerboot, dessen Netze über die Bordwand zum Trocknen gehängt worden waren. Ich fand es hier dennoch großartig und blieb vor dem Hafenbecken stehen, um die Luft einzusaugen. Sie war kalt und feucht und roch nach Meer. Und ein wenig nach Fisch. Trotzdem tausendmal besser als die stinkende, nach Hundehaufen und Abgasen miefende Luft von Wilmerfeld-West.

„Emmy!“, rief Ma über das Hafenbecken hinweg. Sie hatte sich zu einer Familie gesellt, die, den beiden roten Klappkisten neben ihnen nach zu urteilen, irgendetwas mit der Fähre geliefert be-

kommen hatte, und winkte auffordernd. „Komm doch mal! Du musst Nele und Tilo kennenlernen.“ Mit Nele und Tilo meinte sie allem Anschein nach das hellblonde Mädchen und den nicht weniger hellblonden, neben ihr stehenden Jungen.

Typisch Ma. Sie war noch nicht einmal fünf Minuten von Bord und hatte schon neue Leute kennengelernt. Das war immer so. Sie hatte überhaupt keine Hemmungen, wildfremde Menschen anzusprechen. Ich war in dieser Hinsicht weitaus weniger schmerzbe freit und nuschelte ein verlegenes Hi, als Ma mich vor sich schob. Dabei ließ ich eine meiner gekräuselten Haarsträhnen vor mein Feuer mal auf der Wange fallen. Das Mal war nicht allzu groß und eigentlich mochte ich es, denn es hatte die Form eines Schmetterlings, aber wenn ich neuen Menschen begegnete, war ich grundsätzlich etwas verlegen. „Emmy wird bald zwölf. Ich denke, ihr müsstet im gleichen Alter sein“, flötete Ma.

„Also, ich bin zehn“, tönte Tilo. Er war ein Stück kleiner als das Mädchen neben ihm und trug Sneaker mit neongrünen Schnürsenkeln. „Aber meine Schwester ist schon zwölf.“

„Echt?“ Ich lächelte. Nele hatte sanfte Gesichtszüge, geschickt geflochtene Haare, etwas abstehende Ohren und war mir auf Anhieb sympathisch. „Dann gehen wir ja vielleicht in dieselbe Klasse, wenn wir hierherziehen.“

„Ihr zieht hierher?“ Ein Lächeln glitt über Neles Gesicht.

„Ja, wahrscheinlich.“

„Na ja, noch ist nichts entschieden“, wiegelte Ma ab.

„Also, die Schule ist auf jeden Fall auf der Nachbarinsel“, meinte Nele. „Normalerweise fahren wir mit der Fähre dahin, aber bei dem Nebel heute ...“ Sie blickte hinter sich zum Meer, doch der Nebel hatte sich ebenso plötzlich aufgelöst, wie er gekommen war. „Ist ja komisch.“

Ich sah in Neles verwundert dreinblickendes Gesicht.

„Dann ist so ein Nebel hier nicht normal?“

Sie schüttelte den Kopf. „Kein Stück.“

„Kommt ihr?“, hörten wir Dad zu uns herübrufen. Er und Leander standen etwas abseits und sahen in ihren gebügelten Hemden und dem gleichen verkniffenen Gesichtsausdruck wie die ältere und jüngere Version voneinander aus. „Mein Dad und mein Bruder“, erklärte ich. „Leander ist aber schon vierzehn.“

„Schon vierzehn?“ Nele lächelte interessiert. „Und euer Hund? Er ist so süß.“

„Äh, drei, glaube ich.“

Das Mädchen mir gegenüber lachte. „Nein, ich meinte, wie heißt er?“

Jetzt musste auch ich lachen. „Sie heißt Socke, wegen ihrer weißen Pfote.“

Ma machte Anstalten, sich zu verabschieden. „Nun, wir sollten dann mal ...“

„Ja, wir sollten auch los“, entgegnete Neles Mutter. „Ein paar der Sachen müssen in die Khlung.“ Sie deutete auf die beiden mit Lebensmitteln vollgepackten, roten Klappkisten neben sich.

„Dann gibt es hier keinen Supermarkt?“ Ich hörte Panik in Ma's Stimme mitschwingen. Kein Wunder, Leander verwandelte sich in einen miesepetrigen Mufflon, wenn man ihn nicht regelmäßig fütterte.

„Nur einen Kiosk“, entgegnete Neles Dad. Er hatte ein wettergegerbtes Gesicht mit einem buschigen Schnurrbart und ebenso buschigen Augenbrauen. Beherzt griff er zu einer der Kisten. Seine Frau fischte drei Familienpackungen Spaghetti mit Tomatensoße heraus, bevor er damit zu seinem Auto verschwinden konnte, und drückte sie Ma in die Hand. „Damit Sie nicht schon am ersten Abend verhungern.“

Ma lächelte dankbar. „Das ist so nett.“ Sie drehte sich zu Dad und Leander um, die immer noch wie zwei mürrische Besenstiele mit Seitenscheitel dastanden und auf uns warteten. „Ich schätze, wir müssen jetzt wirklich ...“, meinte sie entschuldigend. „Wir blei-

ben zwar nur für eine Woche, aber vielleicht läuft man sich ja mal wieder über den Weg.“

Neles Mutter lachte. „Ganz sicher sogar. Im Herbst ist hier kaum etwas los.“

„Außerdem kann man sich hier gar nicht nicht über den Weg laufen“, stimmte Tilo seiner Mutter zu.

„Du und Nele könntet uns ja mal besuchen“, schlug Ma vor.

„Gern.“ Nele lächelte, wobei sich Grübchen in ihre Wangen bohrten. „Wenn du Lust auf Besuch hast.“

Und ob ich das hatte! „Wie wär’s mit morgen? Hast du da Zeit?“ Ich sah zu Tilo. „Oder ihr?“

„Weiß nicht.“ Tilo schien nicht sonderlich begeistert. „Wo genau wohnt ihr denn?“

„In ... äh ...“ Ma kramte in ihrer Handtasche und beförderte ein paar Zeichenstifte zutage, gefolgt von einem platt gedrückten Schokoriegel und einem Papageien-Ohrring, dann zog sie mit einem Aha! einen neongelben Notizzettel heraus. „Da steht’s – Am Koog 7.“

„Wirklich?“, rief Neles Ma mit nicht zu überhörender Verblüffung aus.

Gleichzeitig weiteten sich Tilos Augen vor Unglauben. „Ihr wohnt im verrückten Haus?“

Taten wir das? „Ähm, keine Ahnung.“ Ein nervöses Flattern machte sich in meiner Brust bemerkbar. „Wieso verrücktes Haus?“

„Weil es in dem Haus spukt!“

„Es spukt“, wiederholte ich und wusste nicht, ob ich lachen oder ein Schaudern unterdrücken sollte. Die Vorstellung von Geistern war einfach total albern. Allerdings nur, wenn man sie sich, wie Casper, das Schlossgespenst, vorstellte, nicht, wenn man an den Film Paranormal Activity dachte, den ich natürlich niemals heimlich gesehen hatte und auch niemals nach einer halben Stunde abbrechen musste, weil ich mich zu Tode gebruselt hatte.

Nele, die meinen offenbar ziemlich verstörten Gesichtsausdruck sah, stieß ihren Bruder an. „Erzähl doch nicht so einen Quatsch.“

„Du warst ja nicht da drin“, wehrte Tilo sich. „Du hast nicht gehört, was ich gehört habe!“

Eine Gänsehaut überlief mich. „Was ... ähm ... hast du denn gehört?“

„Ein Klopfen.“ Tilo senkte seine Stimme. „Es hat sich angehört, als wenn jemand gegen einen Sargdeckel pocht – von innen!“, fügte er schauernd dazu.

„Das ist ja cool!“, hörte ich plötzlich eine mir allzu bekannte Stimme hinter mir. Mathilda hatte sich unbemerkt herangeschlichen und war – wie immer, wenn etwas nach Abenteuer oder Gefahr klang – hellauf begeistert.

„Gar nicht cool. Das war echt gruselig“, beharrte Tilo.

Sein Dad war zurückgekommen und hatte anscheinend genug mitbekommen. „Es tut mir leid.“ Er strich sich verlegen über den struppigen Schnurrbart. „Mein Sohn hat eine blühende Fantasie.“

„Außerdem trägt das verrückte Haus seinen Namen nicht deswegen“, versuchte Tilos Mutter uns zu beruhigen. „Die Leute nennen es wegen der ganzen verrückten Umbauten darin so.“ Welche Umbauten das waren, wusste sie selbst nicht zu sagen. Allerdings erzählte man sich, dass keines der Zimmer gewöhnlich war und es obendrein unzählige versteckte Räume in dem Haus gab. Beides hörte sich in meinen Ohren fantastisch an! „Es ist gleich hinter dem Deich dort.“ Tilos Ma wies zu einem begrastem Hügel, auf dem sich eine kleine Gruppe Schafe zusammengekauert hatte. „Von dort kann man das Haus nicht übersehen.“

„Nein, das kann man wirklich nicht“, meinte ihr Mann amüsiert. Und plötzlich konnte ich es keine Sekunde mehr abwarten, denn was immer uns erwartete, es schien nicht normal zu sein. Und nicht normal fand ich einfach großartig!

Ein Turmzimmer ohne Zugang und ein Kleiderschrank mit Ausgang



„Du meine Güte! Das Haus kann man wirklich nicht übersehen“, meinte Ma, kaum, dass wir den Deich erklommen hatten, und sah dabei aus, als müsste sie sich erst einmal ins Gras oder auf eines der Schafe setzen. Ich war nicht weniger verduzt. Ich wusste nicht, was ich erwartet hatte, das aber sicher nicht. Mit seinem Türmchen, der überdachten Veranda, den vielen Erkern, Fenstern und Gauben und dem blau-türkisfarbenen Anstrich erinnerte mich das Haus an eine Mischung aus einem alten Schloss und einem zu groß geratenen Puppenhaus. Wie viele Zimmer hatte dieses Ding wohl? Zwanzig? Dreißig? Mein Blick glitt hoch zu dem Türmchen. Von da aus musste man eine unglaubliche Aussicht auf das Meer haben.

„Ich nehme das Turmzimmer!“, rief Mathilda, als hätte sie meine Gedanken gelesen, und stürmte los.

„Nein, ich nehme das!“ Ich stürzte ihr nach, den Deich herunter und sprang über ein Tor, das wohl die Schafe von der Flucht abhalten sollte, mich aber nicht mal das Zehntel einer Sekunde aufhalten konnte.

Mathilda war dennoch vor mir am Haus, jedoch einige Meter davor mit in den Nacken gelegtem Kopf stehengeblieben.

„Du hast schon zu Hause das größere Zimmer“, schnaubte ich bei ihr angekommen.

„Du, Emmy, da ist irgendwas.“ Meine kleine Schwester wies zum Turmzimmerfenster hinauf. Tatsächlich bewegte sich irgendetwas hinter dem Glas. „Meinst du, das ist der Geist?“, fragte Mathilda.

Mein Herz setzte einen Schlag lang aus, dann aber sah ich einen roten, buschigen Schwanz am Fenster vorbeihuschen und musste lachen. „Nein, das ist kein Geist. Das ist ein Eichhörnchen!“

„Oooh! Kann ich es haben?“

Ich grinste innerlich. „Klar, wenn ich das Turmzimmer bekomme.“

„Ne, wer zuerst oben ist, kriegt es.“

„Das sehen wir dann“, meinte Ma.

Auch Dad und Leander hatten uns erreicht und stellten die Koffer in ordentlicher Reihe nebeneinander auf die Veranda, auf der auch ein Schaukelstuhl stand. „Seht euch das an!“, sagte Dad mit einer Begeisterung, die er nur aufbringen konnte, wenn es um Architektur ging. „Ein perfektes Beispiel für die viktorianische Bauart, besonders der Turm im Queen-Anne-Stil. Wer würde so etwas auf einer Hallig vermuten?“

„Wohl keiner“, stimmte Ma ihm zu.

„Ich will rein“, quengelte Mathilda.

„Aber wir sehen uns erst einmal ganz in Ruhe um. Kein Rennen und kein Toben“, mahnte Dad sie.

Kaum, dass Ma die Tür aufgesperrt hatte, stürmten meine Schwester und ich los. Im Wohnzimmer jedoch blieben Mathilda und ich so abrupt stehen, als hätte jemand die Handbremse gezogen. Den Raum schien die Zeit verschluckt zu haben. Dunkle Holztäfelung bedeckte die Wände, die hohen Verandatüren wurden von schweren Vorhängen gerahmt, an der Decke hing ein mächtiger Kronleuchter und warf glitzernde Funken auf die geschnitzten Blumen und Ranken, die aus den dunklen Möbeln sprossen.

Der Raum war nicht klein, dennoch schien alles darin zu groß für ihn. An der einen Wand stand eine monströse Orgel, in die andere war ein Kamin eingelassen, der so gigantisch war, dass Leander, Mathilda und ich zusammen ein Brettspiel darin hätten spielen können (was natürlich absurd war, denn Leander war viel zu erwachsen für Spiele irgendeiner Art). Gegenüber den Verandatüren

fürhte eine wuchtige Treppe hinauf in eine Art Galerie mit Regalen voller Bücher. Und davor stand ein Globus, der vermutlich größer war als Dad.

Doch nichts davon war der Grund, weshalb wir so abrupt stehen geblieben waren – sondern das Gitter. Es war mitten in den Fußboden eingelassen und ließ uns mit über den Köpfen schwebenden Fragezeichen darum stehen.

Ma fasste sie in Worte. „Warum baut jemand ein Gitter in den Boden ein?“

„Vielleicht ein Lüftungsschacht“, meinte Dad. Er massierte sich das glattrasierte Kinn. „Aber wofür?“

Ich ging in die Hocke und leuchtete mit der Taschenlampe meines Handys durch das Gitter. Das Licht reflektierte dunkel schimmernd auf einer schillernden Oberfläche. „Da ist Wasser. Vielleicht von einem unterirdischen Fluss oder so was.“

Dad schüttelte den Kopf. „Dann müsste das Haus schwimmen.“

„Ein Hausboot“, murmelte Ma. „Könnte auch nicht verrückter sein.“

Dad sah zu ihr. „Zumindest ist jetzt klar, weshalb das Haus fast fünfzig Jahre keinen Käufer gefunden hat.“ Er tippte mit dem rechten Schuh auf das wellig gewordene Parkett. „Das Holz hier ist auch überall aufgequollen.“

„Guckt mal hier!“, drang Mathildas helle Stimme zu uns. Meine Schwester hatte das Interesse an dem Bodengitter verloren und anscheinend beschlossen, das Haus auf eigene Faust zu erkunden. Wir fanden sie in der angrenzenden Küche auf einem Stuhl stehend, über den sie versuchte, in einen altmodischen Speiseaufzug zu klettern. „Vielleicht führt der ja ins Turmzimmer!“

„Um Himmels willen!“ Ma zog sie vom Stuhl. „Tillie Tornado! Wenn man dich mal für eine Minute aus den Augen lässt.“

„Nie darf ich irgendwas.“ Schmollend verzog Tillie den Mund.

„Dieser Aufzug ist uralte, Mathilda“, belehrte sie Leander. „Du hättest stecken bleiben können.“

„Oder in den vierundzwanzigsten Stock fahren“, merkte ich mit einem Wink auf die Knopfleiste neben dem Aufzug an. Keine Ahnung, wie viele Stockwerke das Haus tatsächlich hatte. Vielleicht waren es drei. Oder vier, sollte es einen Keller geben. Aber sicher nicht vierundzwanzig!

Dad rückte gedankenverloren einen Küchenstuhl zurecht. „Eine weitere Kuriosität in diesem Haus“, murmelte er kopfschüttelnd.

Und es sollte nicht die letzte bleiben.

Während Ma Spaghetti für uns alle kochte, hatten Mathilda und ich das Haus nach einem Zugang zum Turmzimmer durchforstet und dabei gleich zwei zugemauerte Türen entdeckt. Außerdem fanden wir eine Treppe, die erst acht Stufen herunter und dann zwölf Stufen hinaufführte. Und ein verstecktes Büro, in das man durch eine Besenkammer kam. Ein altmodisches, schweres Telefon mit vergilbter Wählscheibe und geringelter Schnur stand auf einem mächtigen Schreibtisch, überzogen von einer Staubschicht, die dick genug war, um darauf *Leander ist ein Doofarsch* zu schreiben. Das Eigenartigste war ein Rohr, das aus der Wand ragte, eine Biegung nach unten machte und über einem Korb endete. Zuerst hielt ich es für eine weitere Merkwürdigkeit. Dann entdeckte ich im Korb etwas, das wie eine überdimensionale Filzstiftkappe aussah, und nahm es heraus. Ein Niesen stieg mir in die Nase, als ich den Staub von der glatten Röhre pustete. Sie war verschraubt.

„Was ist das für eine Kapsel?“, wollte Mathilda wissen.

„Keine Ahnung“, meinte ich, aber im nächsten Moment erkannte ich es: „Das ist eine Rohrpost!“ Die Kapsel ließ sich problemlos aufschrauben, und als ich sie auf den Kopf stellte, fiel ein Brief heraus. „Das gibt’s doch nicht!“ Vorsichtig entrollte ich das Papier. Es war cremefarben und trug ein eigenartiges Wasserzeichen: drei miteinander verbundene Spiralen oder Wellen, die sich im Zentrum trafen.

„Der Brief ist bestimmt von einem Geheimbund“, flüsterte Mathilda.

„Der Brief ist vor allem nicht lesbar“, versuchte ich die Höhenflüge meiner Schwester zu bremsen. Dabei war ich nicht weniger aufgeregt. Der Brief war mit schwarzer Tinte in sauberer, geschwungener Handschrift verfasst. Dennoch hätte er ebenso in chinesischen Zeichen geschrieben worden sein können.

„Was steht da?“, drängelte Mathilda. Sie war, wie immer, furchtbar ungeduldig. „Lies! Bitte!“

„Mach ich ja. – Mein leibe ...“ Ich konnte kaum die ersten drei Worte entziffern. „Nein, mein liebe ... Mein liebes Frettchen.“

„Mein liebes Frettchen? Wieso schreibt denn jemand an ein Frettchen?“

„Na, wahrscheinlich weil das Frettchen kein Handy hatte“, witzelte ich, aber dann fiel mir ein, dass ich eines hatte und dass es zu jedem Problem eine App gab. Keine fünf Minuten später hatte ich die richtige gefunden, den Brief fotografiert und den Text in lesbaren Buchstaben auf dem Bildschirm stehen.



09. November 1934

*Meine liebe Freundin Agnes,
mit großem Bedauern habe ich Deinen letzten Brief gelesen und mein Herz
schmerzte, als ich erfuhr, was Du durchmachen musst. Mortens Verhalten ist
wahrlich unerträglich geworden, und ich leide mit Dir, in dem Wissen, dass
Du seine Trunk- und Spielsucht ertragen musst. Wie ungemein beruhigend es
da ist, dass jedenfalls das Haus auf Deinen Namen verzeichnet ist. Das jeden-
falls kann er nicht verspielen oder vertrinken. Dennoch, liebste Agnes, niemand
sollte sich derart sorgen müssen, und kein Mann sollte die Hand gegen eine
Frau erheben. Besonders nicht gegen jemanden mit Deinem sanften Gemüt.
Bitte wisse, dass Deine Kinder und Du immer eine Zuflucht bei mir haben.
Unsere Freundschaft bedeutet mir mehr, als Worte auszudrücken vermögen,*

und ich bin zutiefst verbunden mit Dir, Agnes. Lass uns gemeinsam einen Weg finden, diese dunklen Tage zu überstehen.

*In inniger Freundschaft
Deine Vala*



„Wie furchtbar“, flüsterte ich und ließ das Blatt sinken.

„Was ist furchtbar?“ Mathilda blickte mich mit ihren zimtfarbenen Augen fragend an. Manchmal vergaß ich, dass sie erst sieben war und die Welt in ihren Augen ein einziger Abenteuerspielplatz. Es gab nichts Schlechtes oder gar Böses darin.

„Na ja, das mit Morten. Er war kein besonders netter Mensch“, versuchte ich Mathilda zu erklären, was mich so erschütterte. Offensichtlich war unser Vorfahre nicht nur ein Trinker und spielsüchtig gewesen, sondern auch noch gewalttätig seiner Familie gegenüber. Bei dem Gedanken, dass so jemand mit uns verwandt war, lief es mir kalt den Rücken herunter. Und für einen Moment war ich über alle Maßen dankbar, einen Dad zu haben, der zwar übertrieben pingelig und obendrein auch noch übervorsichtig war, aber dafür immer für seine Familie da.

„Und was ist mit dem Frettchen?“, wollte Mathilda wissen. Im selben Moment drang Ma's *Eeeeeessen-ist-fertig!*-Ruf zu uns.



Mathilda und ich hatten die Spaghetti um die Wette in uns eingeschaufelt. So schnell wie möglich wollten wir unsere Entdeckungstour fortsetzen und noch bevor Dad, *Räumt eure Teller ab!*, rufen konnte, waren wir die Treppe in den zweiten Stock hinaufgeflitzt. Schließlich galt es immer noch, das Turmzimmer zu erobern.

Eigenartigerweise trugen die meisten der Türen Ziffern. Sie waren auf kleine Messingschilder oder gleich ins Holz der Tür graviert worden. Im Obergeschoss lagen sie zwischen sieben und vierzehn, wobei einige Zahlen in der Reihe fehlten. Doch welchen der Räume wir auch öffneten, nirgends fand sich eine Treppe, die in das Turmzimmer hinauf hätte führen können.

Die meisten der Räume im Obergeschoss waren Schlafzimmer; hinter zwei der Türen hatten sich Bäder versteckt und eine öffnete sich zu einem Flur, der uns ohne Sinn einmal im Kreis führte. Während Mathilda Wände und Regale nach einem versteckten Zugang nach oben absuchte, ließ ich mich in dem größten der Zimmer auf das mächtige Holzbett darin fallen. Es hatte gezwirbelte Pfosten und ein aufwendig verziertes Kopfteil, ausgeschmückt mit geschnitzten Sternen, die, wie ich annahm, den Nachthimmel darstellen sollten.

Während ich auf dem Bett saß und grübelnd an dem Lederband meiner Halskette nagte, dachte ich über das Turmzimmer nach. Irgendwo musste es doch eine Treppe nach oben geben. Wie sonst sollte das Eichhörnchen hineingelangt sein?

Gut, vielleicht war das Dach an der einen oder anderen Stelle kaputt, Ziegel hatten sich gelöst oder waren zerbrochen und das Eichhörnchen war durch eine Lücke hindurch ins Haus geschlüpft. Wenn es allerdings Lücken im Dach gab, dann regnete es sicher auch hinein. Ein leises Seufzen entwich mir. Womöglich war das Turmzimmer nicht mehr bewohnbar und jemand hatte den Zugang dahin zugemauert! Immerhin waren wir bereits auf zwei Türen gestoßen, hinter denen sich Mauern statt Räume befanden. Abwegig war der Gedanke also nicht. Aber frustrierend.

Ich blickte mich in dem Zimmer um. Eigentlich war es ganz hübsch. Es war wirklich groß. Und hell, auch wenn es mit Oma-Möbeln voll gestellt war und dicke purpurfarbene Vorhänge an den Fenstern hingen. Dafür hatte man durch sie eine großartige Aussicht auf den Deich und seine Schafe.

Aber wahrscheinlich würde Ma sich das Zimmer als Arbeitsraum reservieren. Als Kinderbuchillustratorin besaß sie gefühlte fünfhunderttausend Stifte. Und einen riesigen Schreibtisch obendrein. In Wilmerfeld-West war ihr Arbeitsplatz gleichsam unser Wohnzimmer, weswegen überall Stifte und zusammengeknüllte Skizzenblätter herumflogen. Wirklich überall! Ich hatte sogar schon Stifte aus unserer Topfpflanze gefischt! Aber Ma beharrte darauf, unser Wohnzimmer sei nicht chaotisch, es sei nur kreativ dekoriert, wobei Dad und Leander ihre kreative Dekorationsweise regelmäßig in den Wahnsinn trieb.

Bei Dad lagen die Stifte nicht nur nach Typ, sondern auch der Größe nach sortiert auf seinem Architekten-Zeichenbrett. Und ständig rückte er alles zurecht oder richtete es rechtwinklig zu etwas anderem aus.

Leander toppte das sogar noch! Bei ihm war nicht nur alles ausgerichtet, sondern auch noch alphabetisch geordnet. Selbst seine Schulbücher! – Das Zimmer war toll. Aber für unseren Haussegen war es besser, wenn Ma es erhielt.

Mit einem Seufzen ließ ich mich nach hinten fallen – und knallte prompt mit dem Hinterkopf gegen etwas Hartes. Au, verdammt! Ich rieb mir die schmerzende Stelle. Das hatte man nun von seiner Selbstlosigkeit!

Doch noch bevor ich nachsehen konnte, was sich hinterrücks mit mir angelegt hatte, schoss eine Schublade hervor, so dicht an meinem Ohr vorbei, dass ich den Luftzug spürte. Was zum Kuckuck?! Bereit zum Gegenschlag richtete ich mich auf und suchte hinter mir nach dem Schuldigen.

Aha!

Einer der Sterne stand mit einem Mal deutlich weiter hervor als die anderen. Ich drückte das blöde Ding zurück in das Kopfteil. Augenblicklich verschwand auch die Schublade wieder in der Wand. Okay – ein Zufall war das nicht!

Erneut betätigte ich den als Stern getarnten Schalter, und die Schublade schnellte wieder heraus. Nein, kein Zufall. Das war ... *ein Geheimversteck!* Ich beugte mich näher heran und spürte, wie meine Augen sich weiteten, als ich in den Kasten spähte. Ein Stück Holz lag darin, perfekt getarnt in dem Farbton der Schublade. Behutsam nahm ich es heraus.

Es war ein wenig größer als meine Hand und in der Form eines Schildes. Ich drehte es um und starrte verblüfft auf etwas, das mir allzu bekannt vorkam: drei miteinander verbundene Spiralen, oder Wellen, die sich im Zentrum trafen. Auf dem Schild wirkten sie wie ein Wappen.

Ich merkte, wie ein elektrisierendes Kribbeln mich erfasste. Dieses Symbol hatte eine Bedeutung. Es hatte mit diesem Haus zu tun, mit meinen Vorfahren. Und damit auch mit uns! Mathilda würde überschnappen vor Begeisterung, wenn ich ihr zeigte, was ich entdeckt hatte.

Ich holte Luft, um sie zu rufen. Doch im selben Moment erklang ein spitzer Schrei. Er war so voller Schrecken, dass mir kalt und heiß zugleich wurde. Ich sprang auf. „Tillie!“

Kaum war ich aus der Tür gestürzt, da hörte ich Ma und Dad schon die Treppe nach oben hechten.

„Mathilda!“, schrie Dad in Panik versetzt.

Ma's Blick flog zu mir. „Wo ist sie?“

Ich stieß mit dem Finger zu der Tür am Ende des Flurs. „Ich glaube, der Schrei kam von da!“

Keinen Atemzug darauf hatte Dad die Tür aufgerissen. „Hier ist sie nicht!“, rief er uns zu und machte schon Anstalten, kehrtzumachen, da drang erneut Tillies Stimme zu uns. Dieses Mal nicht laut und erschrocken, sondern ein leises, aber nicht weniger alarmierendes Jammern.

„Tillie!“ Schon war ich in dem Raum bei Dad und wirbelte um mich selbst. Mein Blick suchte die wenigen Möbel ab. Das Bett,

einen Nachttisch, eine Kommode, den Kleiderschrank – nichts.
„Tillie?!“

„Hier unten!“, drang es kläglich zurück.

„Das kommt aus dem Kleiderschrank“, rief Ma Dad zu.

Er riss die Tür auf – und strauchelte. „Du meine Güte! Das ist ja gemeingefährlich!“ Dad hielt sich am Rahmen des Schranks fest. Wir stürzten zu ihm und stießen einen erschrockenen Laut aus. Hinter der Schranktür hingen keine Kleiderbügel oder Mäntel, wie man es erwartet hätte, es klaffte ein Loch in der Mauer und dahinter fiel es steil nach unten ab. Und genau dort, auf dem Rasen zwischen zwei Apfelbäumen, entdeckten wir meine kleine Schwester. Mathilda lag drei Meter tiefer im Garten und rieb sich wimmernd die Schulter.

Der Geist in der Heizung und die Sache mit der Kreditkarte



Meine Schwester schob lustlos ein ausgestanztes Stück Himmel über den Tisch. „Puzzeln ist voll langweilig“, murrte sie sichtlich genervt.

„Aber es ist nun mal das, was wir machen können, ohne uns in Lebensgefahr zu bringen“, entgegnete Dad streng, während er beiläufig ein paar farblich gleiche Puzzleteile zusammenschob.

„Ich war nicht in Lebensgefahr!“, maulte Tillie.

Meine kleine Schwester hatte nur einen faustgroßen blauen Fleck von ihrem Sturz davongetragen. Trotzdem hatte Dad das verrückte Haus zu einer Todesfalle erklärt. Er hatte uns jede weitere Erkundung verboten, weswegen Mathilda jetzt mit vorgeschobener Unterlippe über einem Hundert-Teile-Bauernhof-Puzzle saß und schmolte. „Heißt das, ich soll die ganze Woche hier sitzen und so ein doofes Puzzle machen?“

Leander musste natürlich seinen Senf dazugeben. „Mathilda, du schaffst es, dich auf einer Hüpfburg in Gefahr zu bringen. Du solltest auf die Erwachsenen hören.“

„Und du gehörst jetzt zu den Erwachsenen, oder was?“, sprang ich meiner Schwester zur Seite.

„Jedenfalls nicht zu den Kindern, wie du, Emily“, stellte Leander klar. „Ist doch so, oder, Dad?“

„Du bist offiziell der Vernünftige hier“, stimmte er zu.

„Und ich bin offiziell die Angewiderte hier.“ Ich schob meinen Stuhl zurück und stand auf. „Ich geh’ spazieren.“

„Aber es wird schon dunkel!“, merkte Ma an.

„Und?“ Was sollte schon passieren? Dass ein Schaf mich riss?
„Ich gehe nur noch mal mit Socke.“

Gleich darauf stand ich, eine übergroße Daunenjacke um die Schultern gelegt, in der Kälte und ließ mir den Nordseewind um die Nase wehen. Er roch nach Meer und ein wenig nach Schafsköten. Die kleine Herde lag zusammengedrängt auf dem Deich. Zwei der Schafe hoben träge die Köpfe, als sie mich erblickten. Ich unterdrückte den Impuls, ihnen zuzumähen, und lehnte mich stattdessen gegen den Stamm eines uralten Baums, dessen Krone den Eingang unseres Hauses überspannte. Ein auffallend verdrehter Ast ragte wie ein knorriger Finger über die Tür hinaus. In Gedanken taufte ich den Baum *Herrn Knorriger*. Jetzt, Ende Oktober, war das gesamte Laub orange-rot gefärbt, und viele Blätter hatten bereits den Kiesboden vor unserem Haus bedeckt.

Ich sah zu Socke. „Ist das nicht toll hier?“

Mein Hund sprang an meinem Bein hoch und ließ sich den Kopf tätscheln. Doch plötzlich spannte sich sein Körper an und ein tiefes Grollen stieg aus seiner Kehle. „Was ist?“ Meine Nackenhaare stellten sich auf. „Was hast du?“

Socke zerrte an der Leine, wobei sie wütend in Richtung des Deichs kläffte. Da entdeckte ich, was unseren Dackel so aufregte: Eine gebückt gehende Gestalt war plötzlich hinter den Schafen aufgetaucht und stapfte auf einen Stock gestützt den Deich herunter. Eine Schürze flatterte um ihren knöchellangen Rock und der Wind wehte ihr das weiße, wirre Haar ins Gesicht, was die Gestalt nicht davon abhielt, zielstrebig auf unser Haus zuzuhalten. Wollte sie etwa zu mir?

Ich schaute um mich. Niemand sonst war in der Nähe. Ein nervöses Kribbeln breitete sich in meinem Magen aus.

Noch bevor ich wusste, wie ich reagieren sollte, hatte die Frau das Tor erreicht. Es war schräg angebracht und so gebaut, dass es von selbst wieder zuklappte. Die schweren Holzbretter ließen die Alte vor Anstrengung ächzen und ich war versucht, zu ihr zu sprin-

gen, um ihr zu helfen. So hatten Ma und Dad mich eben erzogen. Im Bus den Sitzplatz für Ältere freimachen ... Oder geduldig lächeln, wenn vor einem jemand mit grauen Haaren an der Kasse mit den Worten „Warten Sie, ich hab’s passend“ sein Kleingeld herauskramte. Aber etwas in mir ließ mich starr dastehen, bis das Tor hinter der Alten mit einem dumpfen Knall zufiel.

Socke gebärdete sich wie wild.

„Schon gut.“ Ich fasste die Leine kürzer, was meinen Hund allerdings nicht beruhigte. Und mich ebenso wenig, denn die Fremde schritt über die Wiese direkt auf mich zu. Unsicher hob ich die Hand und winkte. „Kann ich Ihnen vielleicht helfen?“

„Helfen? Seh to, dat du wegkummst!“, keifte sie gegen den Wind. „Ik heff dat doch sehn! Nix as Unheil bringst du!“

„Was?“ Ich verstand kein Wort von dem, was sie da von sich gab. Aber es war unüberhörbar nichts Nettes. „Ich weiß nicht, was Sie meinen“, rief ich dennoch einigermaßen freundlich zurück. Gleich darauf verfluchte ich meine gute Erziehung.

„Ik segg di: Seh to, dat du wegkummst.“ Die Fremde hob drohend ihren Stock.

„Wie bitte?“ Wieso das denn? Und wohin? Schließlich kam man auf einer Hallig nicht weit.

„Du must gahn!“ Die Alte war bis auf wenige Meter an mich herangetreten. Nun konnte ich auch ihr Gesicht sehen. Falten zerfurchten es. Und die Augen darin waren das Unheimlichste, was ich je gesehen hatte. Milchigweiß und blind saßen sie in den umschatteten Höhlen und trotzdem schienen sie mich feindselig anzustarren. „Du bist eine Unheilbringerin!“

„Was? Ich?“ Das konnte die Frau wohl kaum ernst meinen.

Anscheinend doch. „Ik heff di sehn“, spie sie mir entgegen, „de Deern mit de *füürrode Bottervugel*!“

Es durchlief mich kalt. Unwillkürlich griff ich mir an die Wange. „Wobei haben Sie mich gesehen?“

„Ik heff sehn, dat mit di dat Enn kummt!“ Ihr Stock dolchte in meine Richtung. „Du bringst de Dood!“

Das war genug. Respekt vor den Älteren war eine Sache. Sich von ihnen der Mordabsicht bezichtigen zu lassen, eine andere. „Socke, komm!“ Ich zerrte meinen immer noch wütend kläffenden Dackel zurück ins Haus und verriegelte hastig die Tür hinter mir.

Ma tauchte auf, kaum, dass ich im Flur stand. „Wieso gebärdet sich der Hund denn wie verrückt?“

„Da draußen ist so eine unheimliche, alte Frau“, stieß ich aus.

„Was? Wo?!“ Meine Mutter ging zur Tür. Doch als sie sie aufschloss und öffnete, konnten weder sie noch ich jemanden entdecken.

„Ist ja merkwürdig“, murmelte ich.

Und als ich wenig später in einem der kleineren Zimmer im Obergeschoss auf dem Bett lag und mir die Decke bis zur Nase hochzog, kam mir der Vorfall beinahe wie eine Nebel-Erscheinung vor. Doch Socke war mein Zeuge gewesen.

Ich hob die Decke an, damit mein Dackel darunter schlüpfen konnte, und zog seinen warmen Körper an mich. Kurz darauf war ich eingeschlafen.

* * *

Noch vor dem Morgengrauen wurde ich von einem dumpfen Pochen geweckt. Erst hatte ich es in meinen Traum eingebaut und war überzeugt, die wirr aussehende Alte würde gegen unsere Wohnungstür in Wilmerfeld-West pochen, um uns einen knallpinken Flamingo auszuliefern. Aber dann schlich sich das Bewusstsein in meinen Traum und mir wurde klar, dass ich nicht in Wilmerfeld-West war und Flamingos eher selten bis an die Wohnungstür geliefert wurden.

DUN-DUNG.

Alarmiert riss ich die Augen auf.

DUN-DUNG. DUNG-DUNG.

Das Klopfen donnerte durch das Haus. Dabei hörte es sich genau so an, wie Tilo es beschrieben hatte: Als würde jemand gegen einen Sargdeckel klopfen. Ich setzte mich auf und hielt den Atem an.

DUN-DUNG. DUNG-DUNG.

Es musste nicht unbedingt ein Sargdeckel sein, versuchte ich mich zu beruhigen. Es konnte auch jeder andere x-beliebige Hohlraum sein, in dem jemand gegen Holz klopft, so wie ... wie ... ein Sarg!

Verdammt!

Ich stand auf. „Socke. Komm!“

Mein Dackel robbte schläfrig unter meiner Decke hervor und warf mir einen verständnislosen Blick zu. Ein Ghostbuster war wirklich nicht an ihm verloren gegangen. „Jetzt komm“, zischte ich. Liegenbleiben kam nicht infrage. Entweder wir hatten einen Vampir im Haus, der sich versehentlich in seinem Schlafsarg eingeschlossen hatte, oder einen riesigen Specht. Oder einen Geist, piepste eine kleine Stimme ängstlich in mir, während ich mit nackten Füßen hinaus auf den Flur schlich.

DUN-DUNG.

Da war es wieder!

DUNG-DUNG. DUN-DUNG. DUNG-DUNG. – Gleich dreimal hintereinander!

Die Tür schräg gegenüber ging auf und Mathilda kam heraugetapst. „Wo kommt das her?“

„Ich weiß es nicht.“ Es klang, als würde es von überall herkommen.

Nun ging auch die Schlafzimmertür meiner Eltern auf und Dad trat – gekleidet in seinem gebügelten Karoschlafanzug – auf den Flur und rieb sich die Augen. „Das muss die Heizung sein.“ Er gähnte. „Ich seh’ mal nach, ob ich das irgendwie abgestellt bekomme; legt ihr euch wieder hin.“

Ganz im Gegensatz zu Socke, die sich schon wieder in mein Zimmer getrollt hatte, dachten Mathilda und ich nicht daran, uns wieder ins Bett zu legen. „Meinst du, das ist der Geist?“, flüsterte meine kleine Schwester. Ihre runden Augen glänzten vor Aufregung, keine Spur von Angst darin.

„Nein, bestimmt nur die Heizung“, versuchte ich mehr mich als sie zu beruhigen.

Doch es gelang nicht.

Bis Dad die Treppe wieder heraufkam, hatte ich zwölf DUNDUNGSs gezählt. Und mit jedem war mir mulmiger zumute. Was, wenn tatsächlich jemand im Haus war? Seit Jahren irgendwo eingesperrt? Gut, dann müsste er tot sein, warf ich meine Theorie in Gedanken wieder über den Haufen. Aber was, wenn Mathilda recht hatte und es hier tatsächlich Geister gab? Schließlich war nichts in diesem Haus normal.

„Ihr seid ja immer noch hier“, stellte Dad fest.

„Hast du herausgefunden, was da so klopft?“, fragte ich angespannt.

Dad zuckte die Schultern, was nicht sonderlich beruhigend war. „Ich konnte keinen Heizungsraum finden. Aber wenn ich die Heizungen morgen entlüftet habe, ist Ruhe. Ihr werdet sehen. Und jetzt, marsch ins Bett und schlaft!“, wies er uns an.

Aber an Schlaf war nicht zu denken. Das Klopfen ließ mich alle paar Minuten hochschrecken und außerdem ging mir der Geist nicht aus dem Kopf.

Mathilda schien es nicht anders zu gehen. Ihren Kuschelhasen an seinem Ohrzipfel gepackt, kam sie in mein Zimmer getappt. Kurz darauf lagen wir nebeneinander, einen Dackel zu Füßen, in dem alten, knarrenden Bett. „Ich glaube, das ist dieser Mann“, flüsterte Mathilda in das Halbdunkel unseres Zimmers.

Ich wandte mich zur Seite, sodass ich in ihre zimtbraunen Augen blicken konnte. Sie schienen noch größer, als sie ohnehin schon waren. „Welcher Mann?“

„Na, der, von dem du meinstest, dass er kein netter Mensch ist.“

Ich brauchte einen Moment, bis ich verstand. „Du meinst Morten?“

Mathilda nickte.

„Morten ist längst tot.“

„Ja, eben. Es ist sein Geist“, flüsterte Tillie.

„Glaub mir, Geister gibt es nicht“, behauptete ich. Prompt folgte ein DUN-DUNG – DUNG-DUNG, als wolle es mich Lügen strafen.

„Also gut.“ Ich zog mein Handy vom Ladekabel. „Dann wollen wir mal sehen, mit wem wir es zu tun haben.“ Mit grimmiger Entschlossenheit tippte ich den Namen unseres Vorfahren ein: MORTEN MOMMSEN. Und dahinter HALLIG STORMWACHT.

Nur ein Ergebnis erschien. Aber immerhin ... Ich klickte auf den Link. Ein PDF wurde aufgerufen. Keinen Moment darauf zeigte es die gescannte Seite aus einem richtig alten Buch, das in so einer komisch kantigen Schrift geschrieben war. Ma nannte sie mal Fraktur. Als Illustratorin stand sie total auf Schriften und begeisterte sich für Buchstaben mindestens so wie Dad für Architektur. Ich fand beides nicht besonders spannend, aber zum Glück hatte ich ja meine App. Wie schon am Vormittag zauberte sie lesbare Sätze aus dem eigenartigen Schriftbild.

Das Buch trug den umständlichen Titel *Mythen und Legenden nordfriesischer Inseln und Halligen*. Nur der letzte Absatz galt Morten Mommsen. „Die Bewohner der Hallig Stormwacht litten schwer unter den Machenschaften Morten Mommsens, denn seine skrupellosen Taten fügten nicht nur der Hallig großen Schaden zu“, las ich vor.

„Was für Taten denn?“, wollte Tillie prompt wissen.

„Steht hier nicht. Nur ... Nach seinem Tod, so die Legende, kehrte Morten Mommsen zurück. War er schon zu Lebzeiten ein Schrecken, sorgte sein Geist – Ähm, warte ...“ Ich wischte mit dem Finger über den Bildschirm. „So etwas Blödes.“

„Lies weiter!“

„Kann ich nicht – das war’s!“ Der Text endete mitten im Satz. Trotz aller Bemühungen konnte ich die nächste Seite des Buchs nicht aufrufen. Offensichtlich war das Suchergebnis lediglich eine Leseprobe gewesen, denn wer weiterlesen wollte, wurde aufgefordert, mit Kreditkarte oder Bankeinzug dafür zu zahlen. Ich besaß weder das eine noch das andere. Und ein kleines Portemonnaie mit aufgestickten Regenbogen-Wende-Pailletten wollte das System blöderweise nicht akzeptieren.

Frustriert legte ich mein Handy beiseite und starrte gegen die holzverkleidete Zimmerdecke, während Tillie sich aufgeregt ausmalte, wie es wäre, Mortens Geist zu begegnen. Anscheinend war der in ihrer Vorstellung jemand wie Casper, das freundliche Schlossgespenst.

Mir aber lief es bei dem Gedanken an einen Untoten in unserm Haus kalt über den Rücken. Dennoch – ich wollte unbedingt Mortens dunkles Geheimnis lüften. Schließlich war er mein Vorfahre und ich wusste gern, was in meiner Familie vorging.